

Unser Leben ist zu kompliziert geworden, auch der Weiseste kann ihm nicht mehr, wie jener Laotse entfliehen, und auch den Weisesten würden wir, wie jener chinesische Bauer, mit Spott überschütten, wenn er uns zurückführen wollte zur Naturverbundenheit des paradiesischen Menschen. Wir leben in einer neuen Zeit, in einer neuen Welt, wir können nicht mehr zurück, und das ist Schicksal! Glücklicher sind wir nicht geworden!

Aber wir müssen lernen, die kleinen Freuden dieser Welt mehr zu werten, die zarten Blumen und Gräser, um die der Tau Diademe hängt, die die Morgensonne liebt, die ein sanfter Wind umschmeichelt. Die großen Geschehnisse in unserm Leben sind selten, der große Schmerz und die große Freude sind gleich rar im kurzen Dasein eines Menschen. Im Grunde ist's der alltägliche kleine Ärger, die alltägliche kleine Sorge, die uns aufreibt im Wechsel der Zeiten, und es sind die kleinen, harmlosen Freuden, die der Augenblick bringt, die uns beglücken und versöhnlich stimmen. Man muß den winzigen Acker abernten mit der Sichel der Bescheidenheit und nicht vergessen, daß alle Dinge nur aufleuchten in dem Licht, das aus uns selber kommt. „Die Rose stand im Tau, es waren Perlen — grau. Als die Sonne sie beschien, wurden sie zu Rubinen!“

Die kleinen Freuden! Muß man wirklich ein Mann des Fernen Ostens und einer fernen Zeit sein, um sie zu empfinden? Li-tai-peh, der große Dichter des Reiches der Mitte, dessen Name und Ruhm bis zum heutigen Tage nicht verklungen ist, hat sie empfunden und verstanden wie selten ein Mensch auf diesem unruhvollen Stern. Sein Lob der kleinen Freuden ist die poetische Philosophie der Genügsamkeit, ist liebenswürdig-dankbares Empfinden der Schönheit der zarten Lichter, die der Augenblick im Baum des Lebens entzündet, der nächste wieder verlöscht. Ach, ich sehe diesen Menschenbruder Li-tai-peh, einen echten Chinesen der Tang-Zeit, im blauen, faltenreichen Gewand, das wie die Flügel tropischer Schmetterlinge schillert, im zarten Licht des Abends, wenn die Mondsichel über See und Schilf hängt, langsam unter den Weidenbäumen dahinschreiten und der Wasserflöte lauschen, die ein armer Fischer bläst, um seiner Sehnsucht nach all dem Ausdruck zu verleihen, was das Leben ihm schuldig bleibt. Ich sehe ihn beim Schein der Delkruglampe mit dem Tuschpinsel die rührenden Gesänge schreiben, die die verlassene Wen-ki-un ihrem Liebsten, dem Dichter Siang-ju, widmet, der mit seinen Liebesliedern andere glücklich zusammenführte, zu Ruhm und hohen Ehren gelangt und dadurch sein eigenes Liebesglück, hoffärtig geworden, zerstört. „Einst war die Harfe aus Bambus nur, nun ist sie aus Gold, aber nicht mehr zieren Rosen das kleine, harte Lager, auf dem wir so glücklich waren!“